

Das Hochdeutsche als allgemeine Schrift- und Gebildeten-Sprache.

Autor(en): **Budy, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **2 (1855)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-177502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rischem *N*), im Feminin *dé alt* (mit Hiatus), *dër altë*, Neutrum *ës alt*, *ém altë*; dagegen im Plural constant *dé alté*, und zwar für Nominativ und Dativ, ohne Verkürzung des Artikels noch Veränderung des Adjectivs, noch Scheu vor dem Hiatus. Der unbestimmte Artikel ist für alle Geschlechter *ë* und vor'm Vocal *ën* (wie im Englischen), aber im Accus. Masc. *én*, und im Dativ *émmë* oder *ëmë* und *ërë* oder enclitisch *më* und *rë*. Dieser und jener wird durch *där-dä* und *där-dort* oder *sëllër* (in Oberschwaben auch *disër* wie in der Schweiz) ausgedrückt; *där* flectiert *dëm*, *dén*; Feminin *dië*, *därë*, Neutrum *dës* oder *dés*, Dativ *dëm*. Plural *dië*, *déné*. Man lautet *mër* und wird im obliquen Casus von dem Zahlwort *äi* oder *öi* (Ein) vertreten, das flectiert *ainër* oder *oinër*, *oim*, *oin*, *öis*, auch im Plural *dé oiné* lautet; ebenso flectiert *käi* oder *köi* (kein) *koinër*, *koiné* u. s. w.

T ü b i n g e n.

Moriz Rapp.

Das Hochdeutsche als allgemeine Schrift- und Gebildeten-Sprache.

Von F. Budy.

In Hellas bestanden von den frühesten bis in die spätesten Zeiten vier verschiedene Hauptdialecte, der ionische, dorische, äolische und attische, neben einander. Eifersüchtig hielten die einzelnen Volkstämme an ihrem Idiom fest, und keines vermochte das andere zu verdrängen; denn in jedem dieser Dialecte fanden sich so vortreffliche Leistungen in Poesie und Geschichte, auch in Philosophie und Politik vor, dass nicht bloss die Mitwelt, sondern auch die Nachwelt davon hingerissen wurde. Erst dann gelang es einem dieser Dialecte und zwar dem attischen, eine unumschränkte Herrschaft zu erlangen, als das griechische Volk unter fremdes Joch kam.

Wenn es nun des besseren Verständnisses wegen auch für ein Gesamtvolk ein grosser Gewinn ist, wenn sich die verschiedenen Stämme einer und derselben Mundart bedienen, so ist es doch nicht zu billigen, wenn dadurch absichtlich oder unwillkürlich die heimischen Mundarten mit ihren eigenthümlichen Vorzügen verdrängt und so die verschiedenen Stämme um eines ihrer theuersten Güter, den Mutterlaut gebracht werden. Im heimischen Laut spricht sich am gemüthlichsten, kindlichsten und behaglichsten das heimathliche Gefühl aus. Nichts gleicht dem Wohlge-

fallen, das man empfindet, wenn man mit seinen Landsleuten, mit den Gliedern seiner Familie sich in dem angestammten Idiom unterhalten kann; dann erst fühlt man sich recht zu Hause, wenn man mit seinen Freunden die Sprache seiner Jugend redet. Wir können die deutsche Nation mit Recht anklagen, dass sie etwas schonungslos und undankbar mit ihren Stammdialecten umgeht und sich im Ganzen wenig um Erhaltung derselben in schriftlichen Denkmälern kümmert. Ganze Landstriche, namentlich die grösseren Städte in denselben, welche bisher noch an der ererbten Muttersprache festhielten, schämen sich wohl gar derselben und geben dem Andrange des Hochdeutschen nach, so dass das Heimathsidiom mehr und mehr aus dem Munde des höheren und niederen Volkes verschwindet.

Wie in Griechenland, so bestanden auch bei uns in früheren Zeiten die verschiedenen deutschen Dialecte im Schriftgebrauche neben einander. Jeder sprach und schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Wie hoch die allemannische Mundart auch durch die Werke der vorzüglichsten Dichter gefeiert war, so gelang es ihr doch nicht, ihre klangreichen Schwestern zu verdrängen. So fehlte es lange Zeit an einem allgemeinen Mittel der Verständigung. Wer es wagte, unter seinen Landsleuten sich einer anderen Mundart oder nur einzelner Ausdrücke derselben zu bedienen, konnte darauf rechnen, verhöhnt zu werden. Und so ist es noch heute in Gegenden, wo das Plattdeutsche herrschend ist, dass Jeder der Hochdeutsch sprechen will und es nur mangelhaft versteht, oder einzelne hochdeutsche Ausdrücke in seine Rede mischt, ausgelacht wird, indem man von ihm sagt: Er spricht messingsch, d. i. gemischt.

Das Mittel für deutsche Spracheinigung bildete sich jedoch endlich auf dem heiligsten Lebensgebiete. Die Reformation der Kirche durch Luther und dessen Bibelübersetzung, wie seine übrigen Schriften, welche vom deutschen Volke mit Begierde verschlungen wurden, brachten es uns, und erhoben in einigen Jahrzehenden den meissnischen Dialect zur allgemeinen Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten der Nation. Er ward bald die Sprache der Kirchen, der Schulen, der Höfe, der Dicht- und Redekunst, der Städte, endlich auch der Katheder, wo er das Lateinische verdrängte. Derselbe ist immer mehr ein Gemeingut des Volkes geworden, das ihn, wenn auch nicht überall schon spricht, doch zur Genüge versteht. Für das vielfach zerklüftete Deutschland, dem es ausserdem sehr an Einigungspunkten fehlt, ist es unleugbar ein grosser Gewinn, in der Sprache wenigstens ein Element der Einheit und Einigung zu besitzen,

wodurch sich alle Volksstämme, wenn auch nicht immer verständigen, sich einander doch verständlich machen können.

Neben diesem nationalen Vortheil stellt sich aber auch bei der allgemeinen Vorherrschaft des Hochdeutschen ein sprachlicher heraus.

Dieser Dialect hat in dem Munde des Sachsen einen eigenthümlich schönen Klang, dem namentlich der Norddeutsche mit Wohlgefallen lauscht, ohne ihn nachzuahmen. Wir möchten ihn deswegen den musikalischen nennen.

Er umfasst zwar nicht den grössten Reichthum an Wörtern und Stämmen, hat aber vor allen übrigen Dialecten einen sehr wesentlichen Vorzug in der Conjugation und Declination, wovon jene kaum oder nur dürftige Spuren zeigen. Sowohl für die Prosa, als auch für den Rhythmus in der Poesie bietet er mannichfache Vortheile dar. Durch grössere daktylische Bewegung kommt in die Sprache mehr Lebhaftigkeit, während die anderen Dialecte, welche die Wörter in häufigerer Verkürzung bringen, sich mehr auf jambischen und trochäischen Rhythmus beschränken. Vor- und Nachsilben sind im Hochdeutschen zahlreicher, und führen dadurch eine grössere Abwechslung von betonten und unbetonten Silben herbei.

Wir haben es daher nicht zu beklagen, sondern uns deshalb Glück zu wünschen, dass die grössten deutschen Schriftsteller die Schätze ihres Geistes diesem Dialecte anvertraut haben, wodurch derselbe vorzugsweise mehr ausgebildet und vervollkommnet worden ist, indem unsere grossen Geister die Eigenthümlichkeiten alter und neuer Sprachen nachahmend oder besonders in Uebersetzungen auf ihn übertragen und ihn somit an Formen und Wendungen vielfach bereichert haben. Und da nun der Gebrauch einmal Tyrann ist, scheint es nicht annehmbar, dass dieser Dialect einst wieder aus der so glücklich behaupteten Stellung vertrieben werden könnte.

Unsere Dichter, Redner und übrigen Schriftsteller wissen sich dieses Dialectes sowohl zur Darstellung der zartesten Empfindungen, der erhabensten Gedanken, als zum Ausdruck der gewaltigsten Gefühle und Erscheinungen zu bedienen; es verbindet sich darin in schöner Abwechslung das Harte mit dem Weichen, das Zarte mit dem Starken; er passt ebensowohl zur Sprache heiliger Begeisterung und der tiefsten, ideenreichsten Philosophie, als zur Sprache der Liebe, der Unschuld, der Freundschaft, und zur Schilderung sanfter und gewaltiger Naturscenen, friedlichen Stillebens, wie zu der blutiger Schlachten und Kriegsscenen.

Es kann nicht geleugnet werden, dass dieser Dialect von anderen

sowohl an Weichheit, wie an Kraft, an Wohllaut, wie an Reichthum von Stammwurzeln übertroffen wird; doch hat er auch seinerseits Anmuth und Schönheit des Klanges genug. Durch die Vertauschung der volltönenden Vocale *a*, *o* und *u* in den Endsilben mit dem schwächeren, matteren *e* steht er gegen das Schwäbische, gegen manche plattdeutsche Mundarten, auch die skandinavischen Schwestersprachen zurück; doch bringt gerade diese Mischung mit dem weicheren *e* in die consonantenreiche Sprache eine dem Ohre wohlthuende Wirkung hinein. Er hat weder so viele einfache, als Doppelvokale, wie andere Dialecte; aber seine Vokale sind ungemischt und rein tönend, besonders wohllautend ist das helle *a*. *Ai* und *ei* kann dieser Dialect nicht unterscheiden; letzteres klingt immer *ai*. Eine sehr harte und unangenehme Verbindung von Consonanten findet sich in dem *Pf*, z. B. Pferd, Pfad, wofür andere Dialecte das wohlthönderere *P* haben. Auch die Verwechslung des *s* mit *sch* in den Verbindungen von *sp* und *st* (Sprache, Stand) ist weniger wohllautend. Die häufige Wiederkehr des kurzen *e* in den Endungen weiblicher Hauptwörter und Beiwörter in *e*, *el*, *es*, *er* und Zeitwörter in *en* bringt an vielen Stellen eine grosse Eintönigkeit hervor.

Aus demselben Umstand ergibt sich auch ein fühlbarer Mangel an Spondeen und volltönigen Silben, wodurch die Nachbildung griechischer Versmaasse so sehr erschwert und fast unmöglich ist; eine Wahrnehmung, welche hinreichen sollte, unsre Dichter von Versuchen in klassischen Metren abzuschrecken. Doch sie hören die Hexameter, Pentameter sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen deutschen Strophen nicht mit griechischem, sondern mit deutschem Ohr, und so stellen sie sich selbst und Andere zufrieden.

Schliesslich noch die Bemerkung, dass das Hochdeutsche nicht von den Sachsen selbst, noch von andern Volksstämmen, sondern von den Norddeutschen am reinsten gesprochen wird, die es doch erst in Schulen und aus Büchern erlernen.

Aendeutungen zu einer Lautlehre der hildesheim'schen Mundart.

Was wir in dem Folgenden vorlegen, betrifft nur die Mundart der Stadt Hildesheim mit Einschluss ihrer unmittelbaren Umgebung. Während der Mittelstand mancher benachbarten Stadt mit Aengstlichkeit die Meinung von sich abzuwehren sucht, als sei er der Mundart, des Platt-